

Antwort auf Gabriel

Catharine DIEHL (Berlin)
Tobias ROSEFELDT (Berlin)

Markus Gabriel versucht in seiner Replik auf unseren Kommentar den Eindruck zu erwecken, unsere Einwände verdankten sich weitgehend der Tatsache, dass wir seine Thesen nicht verstanden und auf Sinn entstellende Weise falsch dargestellt haben. Dem möchten wir entschieden widersprechen. Wir fanden tatsächlich etliches, was Gabriel in den beiden unserem Kommentar zu Grunde liegenden Texten schreibt, schwer nachvollziehbar und objektiv unklar. Besonders in *Warum es die Welt nicht gibt* finden sich viele Überlegungen, die in einer philosophischen Fachdiskussion nicht als Argument durchgehen würden. Das ist nicht an sich schlimm. Das Buch ist eine populärwissenschaftliche Schrift, die sich an ein nicht-akademisches Publikum richtet. Aber wenn die dort angestellten Überlegungen den Transfer in die seriöse philosophische Debatte überdauern sollen, müssen sie sich eben explizit machen und in dieser Form verteidigen lassen. Wir haben uns deswegen darum bemüht, verschiedene präzise Lesarten von Gabriels Thesen und Argumenten zu unterscheiden, und diese mit in der Literatur bereits vertretenen Positionen in Beziehung gesetzt. Hat man das einmal getan, so unsere Diagnose, dann zeigt sich, dass die Thesen entweder deutlich weniger spektakulär und neu sind, als man das auf Grund der Rhetorik, mit der Gabriel sie präsentiert, erwarten würde, oder aber argumentativ nicht mehr hinreichend durch das gestützt werden, was er an Argumenten dafür liefert. Zudem haben wir gezeigt, dass sich Gabriels Position in der von ihm präsentierten Form immer wieder in offensichtliche Selbstwidersprüche verstrickt. Diese Diagnose scheint uns im Kern immer noch richtig, und wir bedauern es, dass Gabriel weitgehend darauf verzichtet hat, inhaltlich auf unsere Einwände einzugehen oder alternative Präzisierungen seiner Argumente zu geben.

Bevor wir diese Kritik noch einmal anhand einiger Beispiele erläutern, wollen wir kurz auf zwei Fehler eingehen, die uns tatsächlich unterlaufen sind. Beide haben damit zu tun, dass in unserer Darstellung Zusammenfassungen von Gabriels Position als Zitate erscheinen. An der einen Stelle haben wir eine solche Zusammenfassung zwar mit den Worten eingeleitet „das Argument für (b) lautet zusammengefasst folgendermaßen“, um deutlich zu machen, dass es sich um die Zusammenfassung eines Arguments und nicht um ein Zitat handelt (vgl. DR 130). Der Text danach erscheint im *Philosophischen Jahrbuch* allerdings in kleinerer Schrifttype, was ihn im Rahmen der Richtlinien der Zeitschrift als Zitat ausweist. In unserem an den

Verlag geschickten Manuskript waren Zitate durchweg mit doppelten Anführungszeichen gekennzeichnet und die relevante Passage – genauso wie die Zusammenfassung neun Zeilen zuvor – als eingerückter Textblock ohne Anführungszeichen dargestellt. Wir bedauern, dass uns beim Korrekturlesen der Fahnen nicht aufgefallen ist, dass der Setzer unsere Vorgabe an dieser Stelle nicht korrekt umgesetzt hat. Davon abgesehen sind wir der Meinung, dass unser Text völlig korrekt das wiedergibt, was an der betreffenden Stelle an Argumentation zu finden ist, so dass unsere inhaltlichen Vorbehalte unberührt bleiben.¹

Die zweite Stelle betrifft unsere Rekonstruktion von Gabriels zentralem Argument für die These, dass es die Welt nicht gibt. In einem kurzen Klammerzusatz zu Prämisse (4) des von uns rekonstruierten Arguments schreiben wir, dass Gabriel explizit behauptet, dass die Negation dieser Prämisse absurd wäre. Das ist tatsächlich falsch. Wir hätten hier schreiben sollen, dass Gabriel durch das, was er schreibt, *deutlich macht*, dass er eine Negation dieser Prämisse – oder einer naheliegenden schwächeren Variante davon wie „Nichts kann sowohl in und neben demselben Sinnfeld erscheinen“² – absurd fände. Für diesen Fehler entschuldigen wir uns (und können leider nicht mehr rekonstruieren, wie er zustande gekommen ist). Wir möchten aber betonen, dass unsere Kritik an dem Argument keineswegs auf diesem Fehler beruht, schließlich richtet sich diese Kritik ausdrücklich *nicht* gegen Prämisse (4), sondern gegen Prämisse (2) des Arguments, eine Prämisse, die in jeder Rekonstruktion von dem, was Gabriel an der betreffenden Stelle schreibt, vorkommen müsste.

Es ist deswegen bedauerlich, dass sich Gabriel nicht inhaltlich gegen unsere Kritik an seinem Hauptargument für die Nicht-Existenz der Welt verteidigt und sich darauf beschränkt, den Eindruck zu erwecken, diese Kritik hänge von den beiden genannten formalen Fehlern ab.³ Wir finden unsere Einwände nach wie vor sehr naheliegend und meinen, dass sie die zu Beginn von Kapitel 3 von *Warum es die Welt nicht gibt* angestellten und mit den dortigen Kreisdiagrammen erläuterten Überlegungen entkräften. Der Kern unserer Kritik sei hier deswegen noch einmal kurz wiederholt: Zu existieren heißt laut Gabriel in einem Sinnfeld zu erscheinen bzw. in einem Gegenstandsbereich vorzukommen.⁴ Der Welt-Verteidiger kann dieses Vor-

¹ Für einen Beleg vgl. unten Anm. 6.

² Das ist eine schwächere Variante der bei uns stehenden Prämisse „Nichts kann sowohl in und neben demselben Objekt erscheinen“, weil für Gabriel alle Sinnfelder Gegenstände sind (vgl. Gabriel [2013], 103). Die stärkere Variante in der Rekonstruktion zu verwenden, richtet exegetisch keinen Schaden an, denn Gabriel will ja sicher auch nicht annehmen, dass es Objekte gibt, die keine Sinnfelder sind und bei denen gilt, dass etwas sowohl in als auch neben ihnen erscheinen kann.

³ Wir bedauern es insbesondere, dass Gabriel keine Alternativrekonstruktion seines Hauptarguments aus *Warum es die Welt nicht gibt* angeboten hat, was man angesichts der zentralen Stellung dieses Arguments für seine Konzeption und unserer Kritik daran eigentlich hätte erwarten können. Das trifft ebenso auf die beiden anderen Fälle zu, in denen uns Gabriel vorwirft, dass sich die Argumente, die wir auf der Grundlage von Textpassagen aus diesem Buch zu rekonstruieren versucht haben, in diesem Buch selbst in der von uns präsentierten Form nicht finden (vgl. Gabriel [2016], 163, Anm. 1). Wir sind nach wie vor der Meinung, dass sich in den betreffenden Passagen keine besseren Argumente finden als die, die wir rekonstruiert haben.

⁴ Auch diese Voraussetzung ist eine substanzielle Annahme, die von Gabriel nicht hinreichend durch Argumente gestützt wird und vom Welt-Verteidiger ebenfalls bestritten werden könnte.

kommen in einem Gegenstandsbereich mereologisch verstehen als Teil-eines-Ganzen-Sein. Die Welt – verstanden als ein Gegenstandsbereich, in dem alle Gegenstandsbereiche vorkommen, der selber also nicht mehr in einem von ihm unterschiedenen Gegenstandsbereich vorkommen kann – wäre also ein Ganzes, das selbst nicht mehr Teil eines anderen Ganzen ist. Die Überlegung, dass eine solche Welt nicht existieren kann, weil zu existieren ja bedeutet, Teil eines Ganzen zu sein, beruht auf einer Verwechslung zweier Begriffe von Teilen eines Ganzen: Entweder meint man damit einen – *sei es echten oder unechten* – Teil von etwas anderem; dann kann man an der vorgeschlagenen Existenzdefinition festhalten, aber in diesem Fall spricht nichts gegen die Existenz der Welt, die ja ein unechter Teil ihrer selbst ist. Oder man meint damit einen *echten* Teil von etwas anderem; dann kann zwar die Welt nicht ein solcher Teil sein, aber es ist nicht mehr einzusehen, weshalb man den Existenzbegriff so verstehen muss, dass er an diesen stärkeren Sinn von ‚Teil eines Ganzen sein‘ oder ‚in einem Gegenstandsbereich vorkommen‘ geknüpft ist (vgl. DR 139 f.). Auch kann man die Existenz der Welt nicht auf der Basis der Annahme bestreiten, dass sich alles, was existiert, von anderem unterscheiden muss. Denn es stimmt ja nicht, dass sich ein Ganzes, das selbst nicht mehr Teil eines anderen ist, von nichts unterscheiden würde, schließlich unterscheidet sich dieses Ganze ja immer noch von seinen Teilen (vgl. 141).

Gabriel macht in seiner Replik deutlich, dass er selbst den Weltbegriff nicht mereologisch versteht (vgl. [2016], 179), aber das tut hier nichts zur Sache. Dem Verteidiger der Annahme der Existenz der Welt steht es frei, den Weltbegriff so zu konzipieren, dass sich die Annahme einer Welt widerspruchsfrei denken lässt, und wir finden bei Gabriel keine Argumente, dass ihm das nicht gelungen ist. Dasselbe gilt für die Option, die Rede über die Welt im Sinne absolut unrestringierter Quantifikation, d. h. als Rede über absolut alles zu verstehen. Wir hatten in unserem Kommentar darauf hingewiesen, dass Williamson einen Vorschlag dazu gemacht hat, wie man diese Rede zulassen kann, ohne sich in die bekannten mengentheoretischen Widersprüche zu verstricken. Auch Gabriels Argument gegen diese Verteidigung der Rede über die Welt ist ungenügend. Er schreibt dazu: „Überdies stimme ich Williamsons motivierenden Überlegungen bereits nicht zu, wenn er von ‚everything in the entire universe‘ (415) spricht, da ich unter dem Universum einen restringierten Bereich, namentlich denjenigen verstehe, der vom Ensemble der Naturwissenschaften untersucht wird“ (Gabriel [2016], 179 f.). Es ist wirklich ein erstaunliches Argument gegen die Position eines Philosophen, dass dieser einen bestimmten Ausdruck anders verwendet als man selbst!

Ein weiteres Argument gegen die Existenz der Welt hatten wir in dem Abschnitt über die „Sinnfeldabhängigkeit“ von Gabriels Existenzbegriff diskutiert (vgl. DR 130). Auf diese Kritik geht Gabriel explizit ein (vgl. [2016], 168 ff.), und wir wollen kurz sagen, weswegen wir seine Replik nicht überzeugend finden. Gabriel will einen pluralen Existenzbegriff vertreten: Um zu existieren muss man sich von etwas unterscheiden, und unterscheiden können sich Gegenstände nicht durch „absolute“, sondern immer nur durch „relative“ Kontraste, d. h. durch Unterschiede zu Gegenständen aus dem „Sinnfeld“ bzw. dem Gegenstandsbereich, zu dem sie gehören.

Daraus ergibt sich laut Gabriel nicht nur, dass es die Welt als den allumfassenden Gegenstandsbereich nicht geben kann, weil es dazu einen bereichsneutralen Existenzbegriff geben müsste, sondern auch, dass generell Gegenstände aus zwei verschiedenen Bereichen nicht zu einem einzigen, diese beiden Bereiche zusammenfassenden Bereich gehören. Es gibt also z.B. keinen Gegenstandsbereich, zu dem Primzahlen, Nilpferde und Erfrischungsgetränke gehören, weil diese Dinge sich nämlich nicht voneinander unterscheiden bzw. nicht miteinander kontrastieren. Im Zuge seiner Antwort auf unsere Kritik an dieser Behauptung (vgl. DR 139) erwägt Gabriel nun die Annahme, dass sich die Zahl 11299 z.B. durch die Eigenschaft, eine Primzahl zu sein, von einem Nilpferd unterscheidet, und er entgegnet, dass dies nur dann möglich sei, wenn diese beiden Gegenstände zu einem gemeinsamen, allumfassenden Gegenstandsbereich gehörten, was er selbst aber eben bestreite (vgl. Gabriel [2016], 169).

Diese Replik verkennt in verschiedener Hinsicht die dialektische Situation. Erstens wäre es Gabriels Aufgabe, ein Argument dafür zu geben, dass es überhaupt einen Zusammenhang zwischen numerischer Differenz und Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Sinnfeld gibt und sich Gegenstände nicht schlicht dadurch voneinander unterscheiden können, dass sie verschiedene Eigenschaften haben. Und zweitens muss man selbst dann, wenn man diesen Zusammenhang akzeptiert, nicht annehmen, dass es einen Gegenstandsbereich gibt, zu dem *alle* Gegenstände gehören, um zu bestreiten, dass sich Gegenstände nur durch relative, mit ihren Sinnfeldern einhergehende Kontraste von anderen Gegenständen unterscheiden können, sondern man muss nur annehmen, dass es einen *die betreffenden Gegenstände* enthaltenden größeren Gegenstandsbereich gibt. Spätestens jetzt reicht es nicht mehr aus, diese Annahme ohne plausible Argumente zu bestreiten. Denn man befindet sich ja in gefährlicher Nähe zu einem Selbstwiderspruch, wenn man behauptet, dass z.B. die Zahl 11299 nicht von Nilpferden verschieden ist. Klar, weder Mathematiker noch Zoowärter interessieren sich in der Regel für den Unterschied zwischen diesen Dingen. Aber spätestens als Philosophen müssen wir ihn anerkennen, und auch Gabriel setzt ihn voraus, wenn er Aussagen zustimmt wie der, dass die Zahl 11299 und Nilpferde zu verschiedenen Sinnfeldern gehören. Es ist wirklich bemerkenswert, wie man eine solche Aussage machen und gleichzeitig bestreiten kann, dass sich die Zahl 11299 und Nilpferde voneinander unterscheiden. Und uns ist auch schleierhaft, wie einem entgehen kann, dass es hier zu Widersprüchen bei der Selbstanwendung der eigenen Theorie kommt.

Das einzige, was Gabriel in *Warum es die Welt nicht gibt* ([2013], 82–86) zur Verteidigung der Annahme schreibt, dass Gegenstände nur innerhalb ihres Sinnfeldes miteinander kontrastieren, beruht insofern „auf einer unzulässigen Verwechslung von epistemologischen, psychologischen und ontologischen Fragestellungen“⁵, als er nicht mehr tut, als darauf hinzuweisen, dass wir in alltäglichen Situationen diese Dinge nicht miteinander in Verbindung bringen und sie normalerweise in ihren gewöhnlichen Umgebungen thematisieren. Das zu belegen gibt uns erfreulicherweise die Gelegenheit, noch einmal diejenige oben erwähnte Passage im Wortlaut

⁵ Gabriel hatte uns gebeten, diesen Vorwurf zu erläutern ([2016], 170).

zu zitieren, die wir in unserem ersten Kommentar nur zusammengefasst hatten: „Coca-Cola kontrastiert [...] nicht mit Nashörnern. Deswegen sagt auch niemand zu einem Kellner: ‚Bringen Sie mir bitte noch eine Coca-Cola oder ein Nashorn, sollten Sie keine Coca-Cola haben!‘ Der Grund dafür, dass wir uns niemals Gedanken darüber machen, ob wir jetzt lieber eine Cola oder ein Nashorn hätten, liegt schlicht und einfach darin, dass Cola nicht mit Nashörnern kontrastiert.“ (Gabriel [2013], 84)⁶

Ebenfalls nicht überzeugend finden wir Gabriels Replik auf unseren Hinweis, dass Anhänger einer Pluralität von bereichsspezifischen Existenzbegriffen einen bereichsneutralen Existenzbegriff einfach durch Disjunktion der bereichsspezifischen Existenzbegriffe gewinnen könnten. Gabriels Vorbehalt gegen einen solchen bereichsneutralen disjunktiven Existenzbegriff scheint zu sein, dass wir die bereichsspezifischen Existenzbegriffe, auf deren Grundlage der disjunktive bereichsneutrale Existenzbegriff definiert werden könnte, nicht vollständig aufzählen können ([2016], 180, insbesondere Anm. 52). Aber selbst wenn das so sein sollte, ergibt sich daraus kein echtes Problem. Schließlich müssen wir die Gegenstandsbereiche und die mit ihnen verbundenen Existenzbegriffe ja nicht aufzählen, sondern können in der Charakterisierung des bereichsneutralen Existenzbegriffs über sie quantifizieren. Existenz wäre dann definiert als die Eigenschaft, in *irgendeinem* Gegenstandsbereich vorzukommen bzw. in *irgendeinem* Sinnfeld zu erscheinen (vgl. DR 138). Was uns am meisten erstaunt, ist, dass Gabriel nicht darauf eingeht, dass dies genau demjenigen Existenzbegriff entspricht, den er selbst in *Warum es die Welt nicht gibt* ins Zentrum gestellt hat. Er schreibt dort:

Greifen wir zuerst unsere erste große Erkenntnis, die Gleichung der Sinnfeldontologie, auf: Existenz = Erscheinung in einem Sinnfeld. ([2013], 96)

Gabriel scheint vollständig entgangen zu sein, dass er selbst damit als den zentralen Existenzbegriff der Sinnfeldontologie einen *bereichsneutralen* Existenzbegriff eingeführt hat! Sowohl die Zahl 11299 als auch das Nashorn haben jeweils die Eigenschaft, in *irgendeinem* Sinnfeld zu erscheinen bzw. in *irgendeinem* Gegenstandsbereich vorzukommen.

Am Ende des betreffenden Abschnitts schreibt Gabriel über den bereichsneutralen Existenzbegriff:

Doch [...] entspricht diesem Existenzbegriff gerade nicht die Welt im Sinne eines Gegenstandsbereichs, zu dem alle Gegenstände gehören und zu dem sie insbesondere auch dann gehört hätten, wenn wir die verschiedenen Existenzbegriffe nicht auf einen schmalen strukturalen gemeinsamen Nenner gebracht hätten. Selbst wenn man durch Abstraktion einen formalen [Begriff von Existenz *simpliciter*] gewinnen kann, sehe ich noch nicht, warum dies ein

⁶ Unsere Zusammenfassung des Arguments, über die sich Gabriel so echauffiert und die für ihn Anlass ist, uns „wissenschaftliches Fehlverhalten“ ([2016], 163) vorzuwerfen, lautete: „Ein Ding kann sich nur dann von einer Menge einiger anderer Gegenstände unterscheiden, wenn es mit diesen Gegenständen ‚kontrastiert‘. Es kontrastiert aber durch das Haben einer bestimmten Eigenschaft nicht mit beliebigen Gegenständen, die diese Eigenschaft nicht haben, sondern nur mit solchen Gegenständen, mit denen es zusammen ein Sinnfeld bildet. So kontrastiert z. B. Coca-Cola nicht mit Nashörnern, schließlich bestellen wir in einem Restaurant niemals ein Nashorn, falls die Cola aus ist.“ (DR 130)

Problem für [die Sinnfeldontologie] oder [den meta-metaphysischen Nihilismus] sein sollte. Dazu müsste dargelegt werden, inwiefern ein disjunktiv zusammengewürfelter Existenzbegriff geeignet ist, die Existenz der Welt in einem für die Metaphysik relevanten Sinn sicherzustellen. ([2016], 181)

Uns ist nicht klar, was der letzte Satz genau besagen soll. Bedeutet er, dass Gabriel gar nicht mehr bestreiten will, dass die Welt existiert, sondern nur, dass sie dies in einem „für die Metaphysik relevanten Sinne“ tut? Das wäre eine drastische Revision seiner ursprünglichen Theorie, und man wüsste jetzt natürlich gerne, was man eigentlich zusätzlich zum Existieren noch tun muss, damit die Metaphysik das laut Gabriel für relevant hält. Oder bedeutet der Satz, dass es zwar einen bereichsneutralen Existenzbegriff gibt, dass diesem aber, wie im ersten Satz des Zitats erläutert, kein Bereich von Gegenständen entspricht, und zwar weil diese jenem Bereich nur angehören würden, weil und solange „wir die verschiedenen Existenzbegriffe [...] auf einen schmalen strukturalen Nenner“ bringen? In diesem Fall ist nicht zu sehen, was den antirealistischen Zug in der Charakterisierung des bereichsneutralen Existenzbegriffs rechtfertigen sollte. Nehmen wir an, der Bereich der Gegenstände, zu dem die Zahl 11299 gehört, sei der der Zahlen, und der, zu dem das Nilpferd gehört, der der Tiere.⁷ Der Sachverhalt, dass sowohl die Zahl 11299 als auch ein bestimmtes Nilpferd zu *einem der beiden Gegenstandsbereiche* gehören – d. h. zum Bereich der Dinge, die *entweder* zum Bereich der Zahlen *oder* dem der Tiere gehören –, besteht genauso unabhängig davon, dass wir dies zur Kenntnis nehmen, wie der Sachverhalt, dass das Nilpferd zum Bereich der Tiere gehört. Und ebenso haben Gegenstände die Eigenschaft, zu *irgendeinem* Gegenstandsbereich zu gehören, unabhängig davon, dass wir die verschiedenen bereichsspezifischen Existenzbegriffe „auf einen schmalen strukturalen Nenner gebracht“ haben. Somit kollabiert auch dieses Argument gegen die Existenz der Welt.

Wir wollen abschließend noch auf drei weitere Punkte eingehen, an denen wir Gabriels Antwort auf unsere Einwände ebenfalls unbefriedigend finden.

(i) Wir hatten eingewandt, dass die Rede von Gegenstandsbereichen, die einzelnen literarischen Werken entsprechen, in derjenigen der beiden von uns vorgeschlagenen Lesarten, zu der sich Gabriel in seiner Replik nun bekannt hat und der zufolge es wirklich echte Menschen sind, die z. B. im Gegenstandsbereich von Goethes Faust existieren, zu schwerwiegenden theoretischen Problemen führt. Eines dieser Probleme besteht darin, dass Menschen dann zwei grundverschiedene Weisen hätten, zur Existenz zu kommen, durch Geburt und durch Ausgedachtwerden. Gabriel schreibt

⁷ Ein weiteres Problem der Sinnfeldontologie, auf das wir in unserem ersten Kommentar nicht eingegangen sind, ist, dass unklar bleibt, wie die Sinnfelder individuiert werden, zu denen Gegenstände gehören: Gehört die Zahl 11299 zum Sinnfeld der Primzahlen, dem der natürlichen Zahlen, dem der Zahlen, dem der mathematischen Gegenstände, dem der abstrakten Gegenstände, oder dem der Gegenstände überhaupt? Und das Nilpferd zum Bereich der Säugetiere, dem der Tiere, dem der Lebewesen, dem der konkreten Gegenstände oder dem der Gegenstände überhaupt? Gabriel darf hier nicht antworten „zu allen“, denn dann gäbe es ja einen Bereich, zu dem sowohl Zahlen als auch Nashörner gehören. Er muss also annehmen, dass es in den beiden eben genannten Listen eine natürliche Grenze gibt zwischen Prädikaten, denen „Sinnfelder“ entsprechen, und solchen, denen keine „Sinnfelder“ entsprechen. Aber wo sollte die liegen?

dazu: „Ich habe nicht gesagt, dass Faust durch Ausgedachtwerden zur Existenz kommt. Dies ist kein Satz, den das mit *Faust* beschriebene Sinnfeld als wahren ausweist“ ([2016], 177). Die erste dieser Behauptungen ist falsch. In seinem Aufsatz hatte Gabriel geschrieben, dass er nicht bestreiten wolle, „dass Fausts Existenz in *Faust* niemals kausal zustande gekommen wäre, wenn niemand *Faust* geschrieben hätte“ (Gabriel 2014, 367). Generell weigert sich Gabriel recht beharrlich, die wichtige theoretische Unterscheidung zwischen Aussagen, die innerhalb der Fiktion über einen fiktionalen Gegenstand gemacht werden, und solchen, die man als Fiktionstheoretiker über diese Gegenstände macht, anzuerkennen. Das zeigt sich z. B., wenn er gegen fiktionale Realisten, die fiktionale Gegenstände als Abstrakta auffassen, einwendet: „Ich halte Faust nicht für einen abstrakten Gegenstand. Er ist ein Mensch. Abstrakte Gegenstände verlieben sich nicht [...].“ (Gabriel [2016], 176) Das klingt so, als dürfe man als Theoretiker der Fiktion über fiktionale Gegenstände nur diejenigen Dinge behaupten, die in der Fiktion selbst über sie behauptet werden oder sich daraus ergeben. Aber das wäre dann ja auch das Ende von Gabriels eigener Theorie, denn Sätze wie „Faust ist eine Figur, die im Gegenstandsbereich von Goethes *Faust* vorkommt“, „Faust ist eine fiktionale Gestalt“ oder „Faust ist das Beispiel, mit dem ich meine Theorie über Fiktion erläutere“ kommen ebenfalls nicht in Goethes *Faust* vor und werden nicht durch „das mit *Faust* beschriebene Sinnfeld als wahr“ ausgewiesen. Wie wir in unserem Kommentar erläutert hatten, reagieren die heute gängigen Spielarten des fiktionalen Realismus auf diese wirklich schwer zu übersehende Schwierigkeit durch theoretische Unterscheidungen wie der zwischen „encoding“ und „exemplifying“ (Faust ‚encodiert‘ die Eigenschaft ein Mensch zu sein, aber exemplifiziert die, ein fiktionaler Gegenstand zu sein) oder zwischen „konstitutorischen“ („nuclear“) und „außerkonstitutorischen“ („extranuclear“) Eigenschaften. Gabriel findet diese Unterscheidungen „insgesamt *ad hoc*“ (vgl. Gabriel [2016], 175, Anm. 39), ohne zu bemerken, dass er dringend einen Ersatz für sie braucht, wenn sich seine Konzeption nicht umgehend in Widersprüche verstricken soll.

(ii) Auch in der Wiederaufnahme der Diskussion über Kripkes fiktionalen Realismus ist Gabriel der zentrale Punkt entgangen. Gabriel beklagt, dass wir Kripke die These zuschreiben, dass „die Existenz fiktionaler Gegenstände ‚so wie die aller anderen Gegenstände schlicht darin [besteht], mit irgendeinem Gegenstand identisch zu sein‘ (DR 142)“, und schreibt, dass Kripke in *Reference and Existence*, auf das wir uns in unserem Kommentar beziehen, genau das Gegenteil behauptete ([2016], 181 f.). Das „grundlegende Missverständnis“ (DR 142), das wir ihm vorwerfen, liege also auf unserer Seite.

Bevor wir für die Richtigkeit unserer Kripke-Interpretation argumentieren und auf die von Gabriel als Beleg angeführte Textpassage eingehen, wollen wir kurz noch einmal den Kontext unserer Behauptung in Erinnerung rufen, den Gabriel in seiner Replik verschweigt.

In seinem Initiativ Aufsatz hatte Gabriel bedauert, dass Kripke eine Unterscheidung zwischen einem „restringierten und einem unrestringierten Existenzbegriff“ machen würde, was inakzeptabel sei, da „Fausts Existenz [...] so restringiert oder unrestringiert wie jede andere Existenz“ sei ([2014], 367). Wir hatten Gabriel daraufhin vorgeworfen, dass er Kripke fälschlicherweise die Meinung zuschreibt, dass

fiktionale Charaktere eine in irgendeinem Sinne minderwertigere Existenzweise als die anderer Gegenstände haben. Es war diese Zuschreibung, die wir als „grundlegendes Missverständnis“ bezeichnet hatten (DR 142). Dass wir mit diesem Vorwurf vollkommen Recht hatten, lässt sich leicht belegen, denn Kripke selbst hat ein Missverständnis wie das von Gabriel antizipiert und schreibt vorbeugend:

Everything seems to me to favor attributing to ordinary language an ontology of fictional entities, such as fictional characters, with respect to which ordinary language has the full apparatus of quantification and identity. I say ‚full apparatus‘—well, we may not be able to make every possible statement; but both notions, at any rate, apply to these entities. ‚Ah,‘ so it is said, ‚so you agree with Meinong after all! There *are* entities which have only a secondary kind of existence. No, I don’t mean that. I mean that there are certain fictional characters in the actual world, that these entities actually exist. (Kripke [2013], 69 f.)⁸

Kripke könnte hier gar nicht eindeutiger sein: Fiktionale Entitäten existieren nicht in einem minderwertigeren Sinne. Sie existieren genauso wie alle anderen, und es trifft auf sie zu, was er den „full apparatus of quantification and identity“ nennt.

Nun zu der Stelle, die Gabriel anführt, um zu belegen, dass Kripke genau das Gegenteil von dem behauptet, was wir ihm zuschreiben. Gabriel verschweigt, dass diese Stelle in einem Kontext vorkommt, in dem Kripke genau die Annahme, die wir ihm zuschreiben – die Annahme nämlich, dass man Existenz als die Eigenschaft verstehen kann, mit irgendeinem Ding identisch zu sein – gegen mögliche Kritik *verteidigt*. Kripke diskutiert dort die Fregesche und Russellsche These, dass Existenz nur durch den höherstufigen Existenzquantor ausgedrückt werde und keine Eigenschaft von Individuen sein könne, und wendet dagegen folgendes ein: „[...] in the [...] apparatus of quantification theory itself there would seem to be a natural definition of saying that x exists [...] namely that there is a y which is x : [...] $\exists y(x=y)$ “ ([2013], 37). Danach *entkräftet* er einen Einwand Russells gegen diesen Analysevor-schlag, den Einwand nämlich, dass man unter Voraussetzung einer solchen Definition des Existenzprädikats nicht der Tatsache gerecht werden könnte, dass gewöhnliche Gegenstände kontingenterweise existieren, d.h. auch nicht hätten existieren können. Das wäre, so Kripke, nur dann der Fall, wenn man nicht zwischen der (seiner Meinung nach korrekten) Aussage $\Box\forall x\exists y(x=y)$ ‚(Notwendigerweise gilt, dass alles existiert)‘ und der (seiner Meinung nach falschen) Aussage $\forall x\Box\exists y(x=y)$ ‚(Alles hat notwendige Existenz)‘ unterscheiden würde ([2013], 37 f.). Hier nun folgt dann das Zitat, dass Gabriel kurioserweise gegen uns ins Feld führt. Kripke schreibt: „Thus, existence should not be confused with such a predicate as self-identity, where not only $\Box\forall x(x=x)$ but $\forall x\Box(x=x)$ ‘ does hold. (Here I assume that something is self-identical even with respect to counterfactual situations where it would not exist)“ ([2013], 38).

⁸ Um zu sehen, dass Kripke diesen Ansatz nie aufgegeben hat, reicht ein Blick in seine Zusammenfassung der *John Locke Lectures* in seiner Vorrede von 2013: „Probably the most substantial contribution of the lectures was the ontology of fictional and mythical characters, conceived of as abstract objects whose existence depends on the existence or non-existence of various fictional or mythological works. I took natural language as my guide, which just quantifies over these things“ ([2013], X).

Hier sagt Kripke also, dass wir Existenz nicht mit der Eigenschaft der Selbstidentität identifizieren dürfen. Sagt er damit das Gegenteil dessen, was wir ihm zuschreiben, wie Gabriel behauptet? Keineswegs. Denn wir hatten Kripke ja nicht die Annahme zugeschrieben, dass man Existenz als Selbstidentität verstehen kann, sondern als die Eigenschaft, mit irgendetwas identisch zu sein. Gabriel erwägt, ob wir vielleicht „einen Grund haben, an dieser Stelle zwischen Identität und Selbstidentität zu unterscheiden“ ([2016], 182). Vielleicht meint er damit, ob wir einen Grund haben, zwischen der Eigenschaft, mit irgendetwas identisch zu sein, und der Eigenschaft der Selbstidentität zu unterscheiden. Dann lautet unsere Antwort: Ja, den besten Grund, den man haben kann! Schließlich handelt der gesamte Kontext, aus dem das Zitat stammt, davon, dass wir diese beiden Eigenschaften nicht in einen Topf werfen dürfen.

Einen weiteren Grund dafür anzunehmen, dass Kripke zwischen den beiden Eigenschaften unterscheidet, liefert ein Blick in Kripke (1963), auf das Kripke fünf Zeilen nach der von Gabriel zitierten Passage verweist. Die semantischen Klauseln, die Kripke dort für das von ihm bevorzugte System quantifizierter Modallogik angibt, bestätigen, dass ‚ x existiert‘ beweisbar äquivalent zu $\exists y(x=y)$ ‘ ist (vgl. insbesondere Kripke [1963], 66 Anm. 11, 67, 70 für die relevanten Definitionen). Entscheidend für Kripkes Unterscheidung ist, dass Objekte Eigenschaften auch in Welten haben können, in denen sie nicht existieren.⁹ Insbesondere haben Objekte die Eigenschaft der Selbstidentität in jeder möglichen Welt. Daraus folgt, dass $x=x$ von einem Objekt erfüllt sein kann, ohne dass $\exists y(x=y)$ von ihm erfüllt ist, nämlich in Welten, in denen das Objekt nicht existiert.¹⁰

(iii) Ebenfalls merkwürdig finden wir Gabriels Replik auf unsere Argumente hinsichtlich der Frage, ob Quantifikation generell existenzimplizierend ist. Zur Erinnerung: Gabriel hatte diese These durch die beiden Beispielsätze „Wenn es mehr als sieben Einhörner gegeben hätte, hätte es mehr als drei gegeben“ und „Sieben fliegende Spaghettimonster sind mächtiger als drei, schon weil sie in der Überzahl sind“ zu widerlegen versucht. Wir hatten darauf geantwortet, dass diese Beispielsätze ungeeignet sind, das zu zeigen, was Gabriel mit ihnen zeigen will, weil die Quantoren „sieben/drei Einhörner“ bzw. „sieben Einhörner“/„drei fliegende Spaghettimonster“ hier einmal in den Teilen eines Konditionalsatzes vorkommen und einmal in einem generischen Satz. Gabriels Replik auf diesen Einwand beginnt nun folgendermaßen:

Nehmen wir ein anderes Beispiel außerhalb von Konditionalen, die DR hier irritieren und zu semantischen Analysen motivieren.

(QA3) Im Kölner Zoo leben insgesamt zwölf Elefanten. ([2016], 182)

Das ist wirklich bemerkenswert: Jemand führt als Gegenbeispiel gegen die These, dass Quantifikation existenzimplizierend ist, einen Satz an, in dem die Quantoren im Antezedens und Konsequens eines Konditionals vorkommen, was ja wirklich ein

⁹ Vgl. Williamson (2013), 122 für eine hilfreiche Diskussion).

¹⁰ Kripkes Semantik wendet den Schluss von $\forall x \Box(x=x)$ auf $\forall x \Box \exists y(x=y)$ dadurch ab, dass sie Folgerungen von offenen Formeln verbietet. Vielen Dank an Beau Madison Mount für wichtige Hinweise und Diskussionen zu diesem Thema.

logischer Fehler der Premiumklasse ist. Und dann wirft er denjenigen, die ihn darauf aufmerksam machen, vor, sie seien durch den Beispielsatz offenbar „irritiert“ worden. Noch kurioser ist dann der neue Beispielsatz (QA3), den Gabriel zur Verteidigung seiner Position anführt. Er sagt dazu, dass er niemals bestritten habe, dass es auch Sätze mit Quantoren gebe, die wie (QA3) existenzimplizierend seien. Schön, aber was tut das zur Sache? Um zu zeigen, dass nicht alle Quantoren der richtigen Art existenzimplizierend sind, braucht man schließlich kein Beispiel, in dem die Quantoren vorkommen und der existentielle Implikationen hat, sondern eines, in dem sie vorkommen und der Satz diese Implikationen *nicht* hat! Gabriel hat deshalb ganz richtig erraten, dass uns (QA3) nicht zu neuen „semantischen Analysen motivieren“ wird, weil dieser Satz prinzipiell nicht die richtige Form hat, seine These zu stützen.

LITERATURVERZEICHNIS

- Diehl, C./Rosefeldt, T. (2015), „Gibt es den neuen Realismus?“, in: *Philosophisches Jahrbuch* 122/1, 126–145 (abgekürzt als „DR“).
- Gabriel, M. (2013), *Warum es die Welt nicht gibt*, Berlin.
- (2014), „Neutraler Realismus“, in: *Philosophisches Jahrbuch* 121/2, 352–372.
- (2016), „Replik auf Diehl/Rosefeldt“, in: *Philosophisches Jahrbuch* 123/1, 172–182.
- Kripke, S. (1963), „Semantical Considerations on Modal Logic“, in: *Acta Philosophica Fennica*, 16, 83–94. Wiederabgedruckt in: L. Linsky (Hg.) (1971), *Reference and Modality*, Oxford, 63–72.
- (2013), *Reference and Existence*, Oxford/New York.
- Williamson, T. (2013), *Modal Logic as Metaphysics*, Oxford.

catharine.diehl@gmail.com
tobias.rosefeldt@hu-berlin.de